

## Von der „Perle des Wuthachtales“ bis zur modernen Wüstung

Kleine Geschichte des ehemaligen Bad Boll

von MATTHIAS WIDER

Wenig ist geblieben von der Vergangenheit des ehemaligen Bad Boll. Und gäbe es nicht wenigstens die hinaufliche Kapelle, würde man nicht glauben wollen, dass der Platz unten an der Wutach einst Heimat für Generationen von Menschen war. Über Bad Boll ist nicht nur das sprichwörtliche „Gras“ gewachsen, hier hat die Natur das Terrain tatsächlich fast vollständig eingenommen. Was an Hinterlassenschaften trotz allem noch übrig ist, sind die Reste einer faszinierenden Geschichte, deren Hauptteil mit der Kurbadzeit (1840) beginnt und mit der Zerstörung durch das Land (1990/93) endet. Von dieser Geschichte soll nun die Rede sein.

### 1840–1887: „Dem sicheren Aufschwung entgegen“

Lange Jahrhunderte war Bad Boll nichts weiter als ein mehr oder weniger gut laufender Bauernhof an der Wutach, auf dessen Gemarkung (zufälligerweise) eine schwefelhaltige Quelle sprudelte. Den alles entscheidenden Schritt von der Landwirtschaft zum Kurbad tat dann Eigentümer Anton Kramer im Jahr 1840 und auch wenn sein Projekt, so wie jede große unternehmerische Entscheidung, sicherlich gewagt war, so fiel die Idee ganz und gar nicht aus dem heiterem Himmel; die Zeitumstände waren mehr als günstig: um 1800 hob ganz allgemein ein Trend zur Wasserkur an, dem im Laufe der Jahre auch die Schulmedizin mit großem Eifer folgte, was die immer weiter verfeinerte Hydrotherapie nach allen Seiten hin öffnete.<sup>1</sup> Hunderte Kurbadanstalten sprossen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus dem Boden und es wundert weiter nicht, wenn das ‚Wasser‘ fast bald schon im Rufe eines Allheilmittels stand.

Bad Boll konnte als künftiger Kurbadstandort vor allem deswegen überzeugen, da sich die fragliche Quelle durch die langjährige volkstümliche Nutzung schon einen heilwirksamen Ruf erworben hatte und Kramer Dank dieses positiven Images nicht ganz von „Null“ anfangen musste.

Um dem Antrag an die großherzogliche Regierung auf Einrichtung einer Badeanstalt weiter Gewicht zu verleihen, bat Kramer den Bezirksapotheker Bleicher in Bonndorf um eine chemisch-physikalische Prüfung der Quelle. Das Ergebnis fiel günstig aus, das Wasser verdiene nach Bleicher „die Aufmerksamkeit des ärztlichen Publikums“ und könne da wo „der Schwefel indiziert ist von heilsamer Wirkung sein.“<sup>2</sup> Der großherzogliche Physikat Merklin in Bonndorf fügte ergänzend hinzu, dass das Wasser sich „vollkommen zum Bade eigne“.<sup>3</sup> Anton Kramer erhielt daraufhin die Konzession für Badebetrieb und Gastronomie (*Zum Storchen*) und so konnte 1840 ein kleines Kessel- und Badhaus errichtet und der Betrieb aufge-

nommen werden. Gastwirtschaft und Bad erfreuten sich bald zunehmender Beliebtheit.

Das Boller Wasser wurde nun immer eingehender unter die Lupe genommen, schon wegen des günstigen Verlaufes der Wasserkuren, wie sie Amtschirurg Dr. Eisele in Bonndorf gewissenhaft dokumentiert hat. Die Liste der Therapieerfolge, die der Quelle damals zuerkannt wurden, wirkt durchaus beeindruckend. So sollen beispielsweise gelindert worden sein: Rheumatismen aller Art, Gicht, chronische Hautausschläge, darunter Krätze, Milchschorfe, Flechten, dann Geschwüre und diverse Brustkrankheiten, Unterleibskrankheiten, wie Magenschleimhautreizung, dann Neuralgien und Lähmungen, Nervenkrankheiten, Krankheiten der Schleimhäute und schließlich auch chronische Metallvergiftungen.<sup>4</sup> Bei einer neuerlichen Analyse im Mai 1887 fand Professor Reichert aus Freiburg noch eine ganze Reihe an weiteren günstigen Bestandteilen, was dem Boller Wasser einen vorderen Platz unter den europäischen Quellen einbrachte; nach Reichert „rangiere“ es irgendwo zwischen dem Wasser von Contrexéville und dem der Rudolfsquelle in Marienbad.<sup>5</sup> Derart hoch gelobt konnte dem weiteren Aufschwung Bad Bolls nun wirklich kaum mehr etwas im Wege stehen, zumindest nicht vom medizinischen Standpunkt aus gesehen. Und in der Tat blühte das eben zur Kursiedlung beförderte Bad Boll im Laufe der Jahre geradezu auf, was auch an der Ausweitung und Verfeinerung der Infrastruktur abzulesen ist, über die wir durch die detaillierten Schilderungen Samuel Pletschers recht gut informiert sind:

1. Kurhaus. Das nach dem Brand von 1854 neu erbaute Kurhaus hieß zuvor *Gasthaus zum Storch*; es sei „recht ansehnlich“, ja „stattlich“ und stehe auf einer etwas erhöhten Terrasse neben dem Badweg in Richtung Wutach. Seinen First überrage ein „hübsches ... Glockentürmchen“, dessen Glocke die Kurgäste zur Tafel ruft. Im Erdgeschoss gebe es zwei geräumige Wirtssäle, im ersten Stock einen dritten Saal und mehrere Fremdenzimmer; Im Parterre sei eine „große helle Küche“ mit „laufenden Brunnen“ eingerichtet.<sup>6</sup>

2. Ökonomiegebäude. Dem Kurhaus gegenüber stehe, durch den Badweg von demselben getrennt, das große Ökonomiegebäude, ebenfalls 1855 erstellt. Es habe Scheune und Ställe, denn es gehöre zum Bade ein „ansehnliches Stück Acker- und Wiesland“, das die Haltung eines „kleinen Viehstandes und die Betreibung einiger Landwirtschaft“ gestatte.<sup>7</sup>

3. Badhaus. Etwa „130 Schritte“ vom Kurhaus entfernt, am Ende des durch Gartenanlagen zu beiden Seiten führenden Badweges stehe das 1840 errichtete Badhaus. Es beinhalte „fünf Badezimmer mit je zwei Wannan“, eine „Douche“, ein Dampfbad und mehrere „Schlafzimmer“ für Kurgäste. Das Wasser würde von der Heilquelle aus durch eine Saugpumpe in den Kessel geführt, von wo aus es mittels eiserner Rohre auf die Badräume verteilt werden könne;<sup>8</sup> über Hähne an der Wand könne warmes und kaltes Wasser nach Belieben zugeleitet werden. Auch Milch- und Molkekuren, sowie Fichtelnadelbäder und „andere künstliche Bäder“ würden seit neuestem auf Wunsch verabreicht.<sup>9</sup>

4. Quelle. Nur wenige Schritte vom Badhaus entfernt, am „Rande der Thalfläche und dicht am Fuße“ der Berghalde befinde sich die „Mineral- und Heilquelle“, zugleich der Sammler unter einem gedeckten, mit Latten verschlagenen,

verschließbaren Rondell. Die „runde, gemauerte Einlassung“ aus Tuffstein bilde einen „Kessel von 1,5 Meter Weite und 2,5 Meter Tiefe, aus dessen Bodenfläche das Wasser“ sprudle.<sup>10</sup>

5. Wenige Schritte östlich vom Sammler befindet sich auf einem Vorsprung der Halde, etwas erhöht, die geräumige Badkapelle, die aber außer dem „gewöhnlichen Schmuck ... aber bis jetzt“ nichts „Bemerkenswertes“ enthalte.<sup>11</sup>

6. Desweiteren gebe es im Park einen Fischteich sowie einen Springbrunnen, in einiger Entfernung auch eine Fischzuchtanstalt.

Samuel Pletscher zufolge seien seit dem Übergang Bad Bolls in Staatsbesitz im Jahr 1877 „bereits sehr nennenswerthe Verbesserungen und Verschönerungen ausgeführt worden“ und es bestünde überhaupt kein „Zweifel, daß von maßgebender Seite alles vorgekehrt werden wird, um dieses Heilbad einem sicheren Aufschwung entgegen zu führen.“<sup>12</sup>

### 1887–1918: „Die Perle des Wutachthales“

1887 verkaufte Baden den Kurort Bad Boll an Carl Schuster, zu dieser Zeit Oberbürgermeister von Freiburg im Breisgau und zugleich Reichstagsabgeordneter der Nationalliberalen Partei; Schuster hegte ein lebhaftes Interesse der künstlichen Fischzucht: so verfügte er schon seit 1865 über eine große Brutanstalt auf seinem eigenen Gut, dem Selzenhof, im Jahre 1877 gründete er eine zweite Anlage in Radolfzell; dann entstand bei ihm noch das Bedürfnis, „auch für das Wutachtal eine Fischzuchtanstalt zu besitzen“, was ihn letztlich dazu bewog, Bad Boll zu erwerben.<sup>13</sup> Sein Engagement in Bad Boll ging allerdings weit darüber hinaus, einfach noch eine weitere Fischzuchtanstalt einzurichten, Schuster setzte alles daran, Bad Boll als hochwertiges „Produkt“ auf den boomenden Markt des Kurbadtourismus zu bringen. In seiner Biografie heißt es dazu: „der Ankauf von Bad Boll wurde für Schusters Schaffensfreudigkeit der Anlass, diese bisher in bescheidenen Grenzen gehaltene Anlage zu einem den Anforderungen der Jetztzeit entsprechenden Kurorte umzuschaffen“.<sup>14</sup>

In einer für heutige Verhältnisse nicht mehr vorstellbaren Geschwindigkeit gingen die Neubau- und Modernisierungsarbeiten voran und bereits zwei Jahre nach Schusters Antritt wartete Bad Boll mit einer recht ambitionierten Ausstattung auf, so dass der überregional beachtete Führer „Kurorte und Heilquellen des Großherzogtums Baden“ in der Auflage von 1889 mitteilen konnte, Bad Boll sei „in seinem jetzigen ... Zustande ... eine überaus schätzenswerte, für Kranke der mannigfachsten Art ausserordentlich geeignete Örtlichkeit“ und dürfe „unzweifelhaft einen hervorragenden Rang unter den Kurorten des Schwarzwaldes beanspruchen“.<sup>15</sup>

Die getroffenen Maßnahmen einmal im kursorischen Überblick: das ganze Bad Boll wurde elektrifiziert, den Strom lieferte ein eigens konstruiertes Flusskraftwerk. Das bestehende Kurhaus wurde um etwa das Doppelte nach Osten hin erweitert, wodurch ein „eleganter“ Speisesaal mit einem Fassungsvermögen von etwa 100 Personen untergebracht werden konnte. Weiter gab es nun darin auch einen Herren-, einen Damen und einen Rauchsalon, dazu Billard sowie ein Piano zur allgemeinen Abendunterhaltung. Die Fremdenzimmer in den oberen Stock-

werken erhielten jeweils einen Zimmerofen, unten verband ein Post- und Telegrafbüro die Gesellschaft mit der weiten Welt. Der Heilquelle gab man eine aufwändige Fassung mit Abdeckung, unmittelbar daneben, auf einem künstlichen Tuffsteinsockel, stellte man eine kleine Kapelle auf. Im Sockel selbst wurden eine Trinkgrotte und eine Abfüllanlage für Mineralwasser eingerichtet, das bald regen Absatz fand.<sup>16</sup> An das alte Badhaus schloss sich nun eine Dependance mit 21 Fremdenzimmern an, die Badekabinette kamen auf den neuesten Stand der hydrotherapeutischen Medizin: Elektrische, römisch-irische, Sol- und Fichtenbäder konnten verabfolgt werden, darüber hinaus gab es Inhalatoren und auch für Massagen war gesorgt. Das Abwasser des Kurortes wurde über eine verzweigte Kanalisation abgeführt, an die auch die Aborte angeschlossen waren, was den Bäderführern der Zeit ein besonderes Lob wert war. Im alten Flussbett der Wutach, das seit der Umlenkung im Jahre 1880/81 trocken lag, ließ Carl Schuster einen schmalen, etwa 200 Meter langen See für Gondelfahrten aufstauen. Oberhalb des Kurortes wurden ein Sturz- und Wellenbad für Wassersportler hergerichtet und in der kunstvoll angelegten Parklandschaft mit Spazierwegen, Ruhepunkten und Aussichtsplätzen sorgte elektrische Beleuchtung für romantische Stimmung.

#### Kurbad, Weltflucht und das „Flanier-Terrain“

Bad Boll war nun bestens hergerichtet für den großbürgerlichen Kurbadreisenden des ausgehenden 19. Jahrhunderts, der sich zivilisationsmüde, nervös und immer ein wenig unruhig zur „Sommertherapie“ in das „künstliche Paradies“ des Kurortes begab. Auf dieser Flucht ins „Märchenreich“ ließ er den „fiebrhaften Überreiz ... der Großstädte“ hinter sich, weitab vom Weltgetümmel konnte er endlich in aller Ruhe „schlendern und vergessen“.<sup>17</sup> Solche Tendenz zur Innerlichkeit ist Merkmal einer in bürgerlichen Kreisen allgemein verbreiteten Kulturstimmung, bei der das „Seelenleben zum Schauplatz träumerischen Geschehens“ erhoben wird,<sup>18</sup> wofür es allerdings einer bestimmten Atmosphäre bedurfte, die im Idealfall vom Kurort ausging. Wie wir dem Reisebericht I.A.R. Wylies aus dem Jahr 1910 entnehmen können, war Bad Boll in diesem Sinne durchaus geeignet:

*In Bad Boll ist offenbar etwas in der Luft, was wie ein Opiat auf die erschöpften Nerven von Stadtkindern wirkt. Selbst im Vergleich mit dem verträumten, kleinen Singen, ist die Ruhe hier anfangs fast betäubend ... nur die immerwährende Stimme der geheimnisvollen Wutach durchbricht die Stille. Und nach geraumer Zeit verschwindet selbst dieses Geräusch: es wird Teil des Lauschenden selbst, so dass er aufhört es wahrzunehmen und die Ruhe wird vollständig. Wir sahen einander an und wähten uns in der Tat am Ende der Welt, aber nicht an einem traurigen oder düsteren Ende. Der blasse Schwarzwald-Sonnenschein ..., wie er schräg auf den Westhang fiel und langsam den Fluss hinabkroch, weckte solch warme und lebendige Farben, dass wir spürten, dieses Ende der Welt gehöre zu einem unerforschten Märchenland, und wir – als dessen Entdecker – wären berechtigt, es für uns zu beanspruchen. Ich kann mir gut vorstellen, dass es den meisten Boll-Besuchern so geht.<sup>19</sup>*

Das so hoch geschätzte romantische Naturerlebnis durfte die Kurgesellschaft von einer raffiniert gestalteten Welt aus verschlungenen Spazierwegen, Promenaden, Aussichtsplätzen und Ruhepunkten erwarten. In solchem mit anregenden Natur- und Kulturmotiven drapierten Park wurde das „gesundheitsmäßige“ Gehen zur reinen Nebensache<sup>20</sup>, es machte dem Lustwandeln Platz, das noch vor Zeiten exklusives Vorrecht des Adels war und nun in eingebürgerter Form als „Flanieren“ oder „Promenieren“ zu einer kurörtlichen Geselligkeitsform ersten Ranges aufstieg. Bad Boll wurde dank seiner Naturlausstattungen den gehobenen Ansprüchen des flanierwilligen Bürgertums mehr als gerecht, was bereits der kursorische Überblick auf das damalige Terrain verrät:

Es versteht sich, dass „begehbare“ Wasserfälle das Medium der Wahl gewesen sind, um wild-romantische Naturerfahrungen zu stiften. Der tosende „Sturzbach“, der nunmehr wie ein „unverrückbarer Riese“ aus einer archaischen „Urwelt“ durch Wandelwege und ebene Laufstege bequem besucht werden konnte, musste dem Schaulustigen ganz wie ein „wildes Tier“ vorkommen, das mitten im eigenen Wohnzimmer „pfaucht“ und das es als schaurig-schönes Dekorationsstück immer wieder und von allen Seiten zu betrachten galt.<sup>21</sup> Dem Bad Boller Kurgast war in diesem Sinne der „obere Wasserfall“ anempfohlen; er stand ganz weit oben auf der Skala qualitativ hochwertiger Ruhepunkte, wie die Schilderung Samuel Pletschers erahnen lässt:

*Ein zierlicher Weg führt vom Kurhaus, etwas wenig ansteigend, dem vorbei rauschenden Bächlein entlang und dem waldigen Thalwinkel zu, wo der Wasserfall, sanft brausend, niedergeht ... Mehrere Wege führen im Zickzack auf beiden Seiten der steilen Thalwände in die Höhen und bieten Gelegenheit, den pitoresken Anblick des stürzenden Wassers von verschiedenen Seiten und Standpunkten aus zu genießen. Am schönsten aber stellt er sich vor Augen, wenn man ihn von dem balkonartig an den äußersten Rand hinaus erstellten Ruheplatz aus betrachtet ... Beim Mondschein ... erscheint er in geheimnißvollen Zauber und bei bengalischer Beleuchtung, welcher hie und da veranstaltet zu werden pflegt, erscheint der Wasserfall wie ein Bild aus einem Feenmärchen.<sup>22</sup>*

Alte Burgen, zumal Ruinen, haben die feinen Sinne des Romantikers auf einer etwas anderen Ebene erregt. Das vom Moos bemantelte Trümmerfeld ist nicht wie der Naturschauplatz ein mit übernatürlichen Eindrücken angereicherter Empfindungsraum, die verfallenen „Zinnen“ und „Mauerzacken“ flüstern dem Betrachter vielmehr die stille Mahnung von der Vergänglichkeit menschlicher Größe ein. Auf dem erweiterten Kurgelände Bad Bolls konnte die gesuchte melancholische Stimmung mit einem kontemplativen Abstecher zur Burgruine Boll erzeugt werden. Selbstverständlich gab es dorthin einen mit „solidem Gelände“ abgesicherten Serpentin Fußweg, dessen mäßige Steigung durch mehrere Ruhebänke entlang der Strecke in höchst erträgliche Etappen eingeteilt war. Oben angekommen empfing schließlich die obligate Sitzgruppe den Spaziergänger der nun „still sinnend vor sich hin“ träumen konnte.

Die heute völlig vergessene Trias aus *Elisabethenruhe*, *Marienfels* und *Luisenhöhe*<sup>23</sup> ist das Resultat eines kulturgeographischen Eingriffs; sie repräsentiert

nämlich den damals allgemein geübten Gestus, bestimmte Punkte des Flanierterrains durch Widmung auf prominente Namen zu adeln und sie auf diesem Wege mit einer „Glanzschicht“<sup>24</sup> zu überziehen. Selbstverständlich kamen für derartige Beförderungen nur solche Stellen in Frage, die durch irgendeine Eigenschaft angetan waren, der Promenadenarchitektur noch etwas besonders reizvolles hinzu zu fügen. Im Fall der drei Bad Boller Kuppen war es die Möglichkeit, ganz obenauf sitzend, „wie durch ein umgedrehtes Fernrohr“<sup>25</sup> hindurch einen panoramatischen Rückblick auf den Kurort werfen zu können, was dem typischen Kurgast seinerzeit ebenso wichtig war, wie der gelegentliche Fernblick in die umgebende Landschaft.<sup>26</sup> Die höchste der drei Erhebungen wurde, wie es sich seinerzeit gehörte, mit einem sechseckigen Pavillon gekrönt und konsequenterweise nach der First Lady des Landes, nach der badischen Großherzogin Luise benannt. Es spricht sehr für die Beliebtheit der Landesmutter, dass Marie Luise Elisabeth, so ihr vollständige Name, gleich auch für die beiden benachbarten Hügel als Patin heran gezogen wurde.

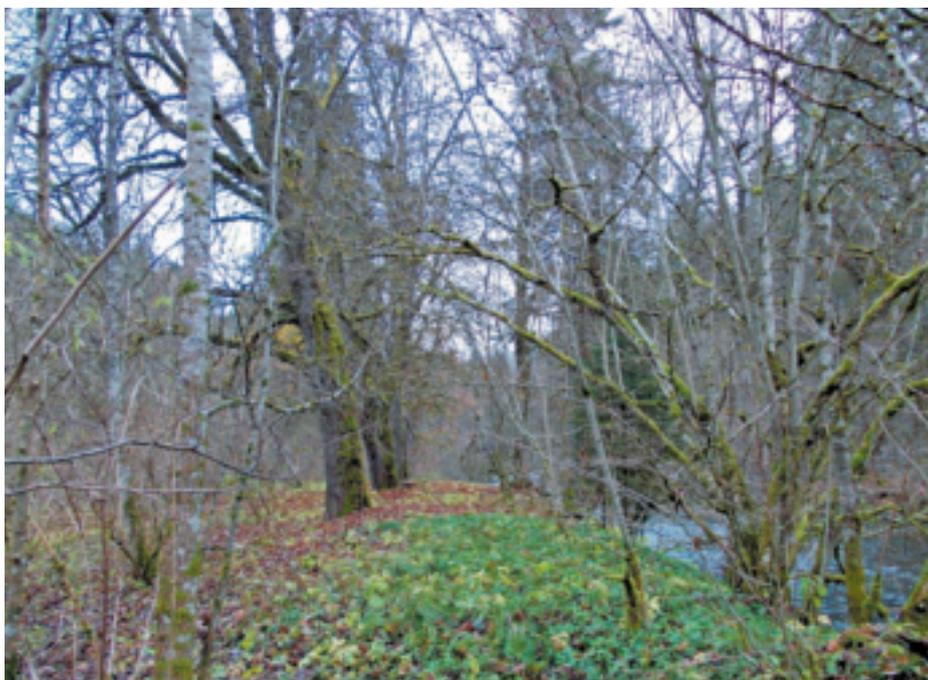
Der heute bis auf einen kleinen Altwasserrest, genannt Felsenweiher, verschwundene *Untersee* hat die Aufmerksamkeit und die Gedankenkraft der Nachwelt stets besonders angeregt, vielleicht, weil dieser See als Index der Überzivilisation schlechthin gelten kann: In dem durch künstliche Umlenkung des Wildflusses Wutach brach gewordenen Flussbett wurde hart an der steil aufragenden Kalkwand, die im Grunde genommen für sich alleine schon beeindruckt, ein zweihundert Meter langer See aufgestaut, in den dann auch noch ein höchst interes-



Fast zugewachsen ist der *Untersee*. Hier gondelte einst die europäische Elite. Fotos: Matthias Wider



Das allerletzte bauliche Relikt: Die Kapelle mit zugewachsenem Teich.



In Reih und Glied: Die Alleebäume zeigen der Verlauf der einstigen Uferpromenade.

sant aussehender Wasserfall hineinstürzen musste. Dieser ganz nach dem Geschmack der Zeit inszenierten Wasserflächenwelt musste jetzt nur noch abendliche Dämmerstimmung hinzu gefügt werden, um dann im mystischen Schein von Fackeln und Lampions gerade so zu gondeln, als führe man auf einer der märchenhaft-fantastischen Jugendstilgrafiken Heinrich Vogelers auf der Suche nach der Wasserfee Melusine vorbei an androgynen Feenwesen von einem grellbunten Blütenkelch zum anderen.

### Das mondäne Bad Boll

Karl Schuster starb im Februar 1891, seine Erben verkauften den heraus geputzten Kurort wenig später im Jahre 1894 an den „Fishing Club Limited“ aus London, was zweifelsohne aus den internationalen Beziehungen heraus zu verstehen ist, die Schuster Zeit seines Lebens in Sachen Fischerei geknüpft hatte.<sup>27</sup> Fest steht, dass der beeindruckende Aufschwung, wie er sich von etwa 1898 an deutlich abzeichnet, weniger mit den gastgeberischen Fähigkeiten der Engländer zu tun hat, sondern auf das Konto des im selben Jahr eingesetzten Pächters, Paul Bogner, einem versierten und in der Gegend wohl bekannten Hotelier, geht. Was der bisherigen Badverwaltung nicht so recht gelingen wollte, brachte er zustande: Bad Boll entwickelte sich noch einmal weiter, nämlich zu einem mondänen Kurort, der 1903 von der Schwarzwälder Zeitung mit dem schillernden Titel „Perle des Wuthachtales“ ausgezeichnet wurde.<sup>28</sup>

### Die Gäste

Die Grundsubstanz von Mondänität war (und ist) der Besucherkreis; werfen wir also einmal einen Blick auf die Zusammensetzung der Bad Boller Kurgesellschaft im Sommer 1903, die im Großen und Ganzen repräsentativ ist für all die anderen Listen zwischen 1894 und 1914:<sup>29</sup> „Mr. und Mrs. Schiff mit Bediensteten, London; Major Wilson mit Gemahlin, Irland; Reverend Mellor aus Conholt, England; Oskar Pfeiffer, Oberpost-Praktikant, Karlsruhe; Capitain James Knowles, Bradfield, England; Mrs. Knowles mit Bediensteten, Bradfield, England; J. V. Hessert mit Gemahlin, Kinder und Gouvernante, Darmstadt; Admiral Rocke mit Gemahlin, London; Mr. Herbert Teaque, Florenz; Dr. Thomas Henderson, Florenz; Herr Bossart, Regierungsrat, Hannover, Fr. Helene Bossart, Hannover; Mr. Und Mrs. Kinnaud mit Bediensteten, London; Mr. John le Cocq, Privatier, Paris, Mrs. Le Cocq, Paris; Hermann S. Gerdes, königlich schwedischer und norwegischer Konsul, Bremen; Fr. Gerdes, Kunstmaler, München; George Gerdes, Kaufmann, New Orleans; G. Krieger mit Gemahlin, Bankier, Tunis; Herr Kretschmer mit Gemahlin und Sohn, Kaufmann, Canstatt; Herr Block, Fabrikant, Markkirch; Herr Blum, Fabrikant, Strassburg; Mr. Henry Moll, Mailand; Dr. Alexander Goldstream, Florenz; Dr. Otto Ketter, Wernigerode; Frau Frieda Karlsruher mit Fr. Tochter, Privatier, Heidelberg; Hans Reich, Kaufmann, Freiburg; Mr. Ellis Hayman, Bankier, London; John Massie, Professor, London; Mons. de Vizcaya, Paris; Mons. Le Comte d’Alincourt, Paris, Mad. La Comtesse d’Alincourt, Paris.“



Bad Boll um 1900: „Wie durch ein umgedrehtes Fernrohr“ von der *Luisenhöhe* aus gesehen.  
Badischer Schwarzwaldverein Nr. 136 – KrABrH (Kreisarchiv Breisgau Hochschwarzwald)



Bad Boll um 1900. Man beachte den „Lawn-Tennis-Spielplatz“ rechts neben dem Badhaus.  
Badischer Schwarzwaldverein Nr. 137 – KrABrH (Kreisarchiv Breisgau Hochschwarzwald)

Eine gehörige Portion Groß- und Bildungsbürgertum, dazu ein Spritzer Aristokratie, das sind die Zutaten der Bad Boller Gästeschar um 1900 und auch wenn in der Aufzählung nicht gerade Prominenz erster Klasse vorkommen mag, so fühlen wir uns doch ein wenig beeindruckt und nehmen den internationalen Flair, der sich seinerzeit auf Bad Boll gelegt haben muss, nicht ganz ohne Staunen zur Kenntnis. Eine durchaus gewollte Wirkung, denn damals ging es ja vor allem um das mondäne „Image“ und das konnte am besten mit der Anwesenheit möglichst wichtig wirkender Namen gepflegt werden. So war beispielsweise ein Prinz, selbst wenn sein Reich auch klein, unbekannt oder entlegen sein mochte, natürlich eine ganz vorzügliche Werbefigur. In diesem Sinne liest sich die Meldung der Schwarzwälder Zeitung vom 17. August 1899, in der es heißt: „Seine königliche Hoheit, der Prinz Surijong von Siam“ sei zu „längerem Aufenthalt eingetroffen“.<sup>30</sup> Einige Jahre später nimmt uns „Prinz Hassan“ allein schon durch die Mischung aus Titel, Kleidung und exotischen Aussehen mit in ein Operettenmärchen aus Tausend-und-einer-Nacht. Ein weiteres Beispiel, diesmal aus der Kunstszene: Im Sommer 1903 stieg die US-Amerikanerin Nordica Döme in Bad Boll ab, eine seinerzeit international bekannte Sopranistin.<sup>31</sup> Der Berichtersteller klagte, dass die „göttliche Diva aus dem großen Freiheitslande jenseits des Wassers“ aus Anlass des Konzertes der Stadtkapelle Bonndorf nichts zum Besten geben konnte, weil sie just zu dieser Zeit einen Abstecher nach Menzenschwand machte, was die extra angereisten „Kunstenthusiasten“ sehr bedauert haben.<sup>32</sup>

### Das Unterhaltungsprogramm

Hotelier Paul Bogner hat es wohl verstanden, dem Verlangen der Gäste nach Unterhaltung zu entsprechen; „Fein- und Kunstsinniges“ für die erlesene Gesellschaft stand ebenso auf dem Plan wie ‚Hausmannskost‘ von und für die Einheimischen, was ein kleiner Streifzug durch das Bad Boller Veranstaltungsprogramm zwischen 1894 und 1914 veranschaulicht:

Traditionell wurde die Sommersaison an Pfingsten mit großem Aufgebot eröffnet. Eine ziemlich konkrete Vorstellung über die Atmosphäre solcher Einstandsfeste können wir anhand des Berichtes in der Schwarzwälder Zeitung über den Pfingstmontag 1899 gewinnen:

*Bad Boll hatte anlässlich seiner diesjährigen Eröffnung wieder einmal einen Glückstag. Während sich Frau Sonne und Herr Regen vormittag erbot in den Haaren lagen, versöhnten sie sich gegen Mittag und – erstere blieb Herrin der Situation ... man nahm Kind und Kegel, Frau und Muhme, alles was man so im Haus herum hat, und steuerte flugs Bad Boll zu, wo Herr Bogner seine Gäste mit gewohnter Grandezza empfing. Er hatte für einen guten Tropfen Bier aus seinem Heimatland Bayern gesorgt, dem leider viel zu früh sein letztes Stündlein schlug ... Die Hotelküche offerierte, was das Herz, pardon der Magen, nur begehrte und die Löffinger Stadtmusik konzertierte in gewohnter trefflicher Weise und ertete den reichsten Beifall ... Die Reiselfinger, Gündelwanger, Bonndorfer, Löffinger, Neustädter, Grafenhauser, Steinabader, Lenzkircher, Mullfinger, die diesmal nicht kamen, wie vor 100 und mehr Jahren, um sich durch das „Boller Schwefelwasser“ von allerhand*



Was vom Kurhaus übrig blieb. Das Grün wächst zu, wo einst die internationale Gesellschaft tafelte.



Reste des Teiches mit Wasserspiel unterhalb der Kurhausterasse. Hier ist längst kein Flanieren mehr.

*Hautübeln zu befreien, sondern ehrlich und redlich ihren Teil beizusteuern, Bad Boll für die letzte Saison dieses Jahrhunderts in den Sattel zu heben, klatschten und tratschten, kokettierten und skandalisierten also ob sie die Geld- und andere Barone des ganzen Kontinents zu vertreten gehabt hätten; sie sogen den ambrosischen Odem, den die herrliche Waldnatur in unerschöpflicher Fülle spendierte, in vollen Zügen ein, dazu Wein und Bier; sie liehen Herz und Ohr den Stromgesängen und Wellenliedern der ewig jungen Wutach, dazu den Hopfern und Walzern italienischer Handorgeln; sie erfreuten sich an allem, was das Menschenherz erhebt, dazu an Badforellen und Pfingst-Backsteinkäsen ... Ob all dem fröhlichen Treiben kam der Himmel nicht aus seiner guten Laune heraus und ... Herr Bogner, sage und schreibe, zwei geschlagene Stunden nicht vom Bierfaß weg; nicht, um Cambrinus in höchst eigener Person den schuldigen Pfingsttribut zu entrichten, hatte er sich dort postiert. Bewahre! Sein Personal, von der Speicherjungfer bis zum Kellerjungen reichte zur Bedienung der Gäste nicht mehr hin. Wahrlich, wenn noch oft Baderöffnung ist, wie diesmal, benötigt Herr Bogner das Münzloch als Geldschrank. Pfingsttagsgruß!<sup>33</sup>*

Die obligaten Kurkonzerte wurden während der Saison in unregelmäßigen von den Stadt- oder Dorfkapellen der Umlandgemeinden gegeben; mitunter gastierte auch einmal eine Militärmusik oder ein Gesangsverein. Am 21. Juni 1912 nahm beispielsweise der Liederkranz-Konstanz, nach einem „Gange durch die Wutachschlucht“ das Mittagsmahl in Bad Boll ein; anschließend durfte sich die Gesellschaft am „Vortrag herrlicher Lieder freuen“<sup>34</sup> und abends gab es dann vielleicht noch wie manches Mal bengalische Beleuchtung und Feuerwerk<sup>35</sup>.

An ein anspruchsvolleres Publikum waren zweifelsohne die sogenannten „kleinen Künstler-Abende“ adressiert. Hier beeindruckt auch das Spektrum: am 15. August 1894 boten namhafte Sänger, allesamt Gäste in Bad Boll, einen „musikalischen Genuß, um den,“ wie die Lokalpresse betont, „so manche Großstadt“ das „beschauliche Boll“ beneiden würde. Nach Liedervorträgen von Prof. Broadvent, gab Prof. Wiener Violinen-Soli zum Besten, gefolgt vom Piano-Spiel Prof. Coenens, begleitet im Gesang von seiner Tochter, Mabel Coenen. Einige Jahre später hören wir dann von einem „Zitherkonzert“ des Herrn Drexler, welches dem Berichterstatter zufolge zeigte, dass „der Eindruck des deutschen Volksliedes auch auf Nichtdeutsche ein großer war“. Gerade der Refrain der *Waldandacht* sorgte „zumal unter den örtlichen Verhältnissen wie hier“ für „Totenstille im Saal“ und schuf zugleich ein wundersames Gefühl „der Herrgottsnahe“.<sup>36</sup> Noch im selben Jahr hielt Frau Dorottea Limm-Hasatty einen Rezitationsabend. Die Künstlerin verfüge laut Kommentator zwar über ein „wohlgeschultes, äußerst modulationsfähiges Organ“, habe sich mit Rudolf Baumanns „zartsinnige[n] Gedichte[n]“ aber bei der Programmauswahl vergriffen, sie seien für eine Deklamation im „größeren Kreise“ einfach nicht geeignet. Ganz im Gegensatz zu Wolzogens *Berliner Reise*, die infolge ihrer „kräftigen Tonart ... doch ganz anders“ wirkte.<sup>37</sup> Zusammen mit dem „Ventriloquisten Saldo“ gab der „Zauberünstler Bellachini“ am 30. Juli 1903 eine „magische, suggestive, spirituelle und telepathische“ Vorstellung,

offenbar ein Vergnügen vor allem für „okkult angehauchte Schaulustige“.<sup>38</sup> Noch in den unheilswangeren Tagen der Julikrise 1914 lud Paul Bogner zum Konzert „Lieder mit der Laute“ der Nürnbergerin Frida Münnich-Prößl ein. Mit „hoher technischer Reife“ habe sie ihrem Naturell entsprechend „meist heitere Lieder“ gesungen, was das Publikum im „großen Saale“ mit nicht „endenwollendem“ Beifall goutierte.<sup>39</sup>

Standesgemäß begangen wurden Geburtstage, zumal solche der langjährigen Gäste. Je nach Status des Betreffenden war das Ereignis der Presse einen eigenen Bericht wert, wie das nachfolgende Beispiel vom 30. August 1901 illustriert:

*In Bad Boll feierte vorigen Samstag ... ein langjähriger Kurgast, Mr. Hayman aus London seinen Geburtstag, welche Gelegenheit der liebenswürdige Herr nicht vorüber gehen ließ, um seine sämtlichen Mitgäste zu einem festlichen Abend zu vereinen. In unsrer Zeit der Englandfresserei bot es ein doppelt erfreuliches Bild, die distinguierte, internationale Gesellschaft „in trauetem Verein“ sich amüsieren zu sehen. Der Speisesaal war festlich dekoriert. Über den Häuptern der Engländer, Amerikaner, Franzosen und Deutschen hingen die Landesfahnen im bunten Gemisch. Das Festessen war eine Spende des Geburtstagskindes, welchem von verschiedenen Gästen Trinksprüche dargebracht wurden. Bis zu später Stunde vereinigten Scherze, Spiele u. Tänze die Feiernden ...*<sup>40</sup>

Auch in späteren Jahren wird die Öffentlichkeit immer wieder einmal über Begebenheiten in Kenntnis gesetzt, die zeigen sollen, wie gut man sich doch eigentlich versteht. Als Edward VII. am 9. August 1902 in London zum König gekrönt wurde, gab Paul Bogner ein aufwändig arrangiertes „Krönungsfest“; der Berichterstatter der Lokalpresse schilderte den Verlauf in aller Ausführlichkeit, inklusive exakter Speisefolge („Königinsuppe, Rheinsalm mit Sauce Prince of Wales, Pommes a l'Anglaise, Vol au Vent a Alexandra, Englisches Roastbeef a la royal, Krönungseis“) und betonte schließlich, die Feier sei vor allem deswegen so bemerkenswert gewesen, „weil sie sich zu einer Festlichkeit für alle Kurgäste gestaltete“. Es herrschte freundschaftliche Stimmung: Der britische Festredner freute sich in deutscher Sprache darüber, dass „die Deutschen mit ihnen feiern wollten“ und vergaß abschließend auch nicht auf das Wohl der Gastgeber zu trinken, „welchem Beispiel sich die ganze englische Gesellschaft anschloss“. Nach gemeinsamem Absingen des englischen Nationalliedes „God save the king“ gedachte man dann noch im Gegenzug des deutschen Kaisers mit einem „Hoch“-Ruf und am Ende des Tages war man sich darüber einig, dass dieses Fest in Anbetracht aller Einvernehmlichkeit „wohl als Familienfest“ in die Annalen Bad Boll eingehen würde.<sup>41</sup>

Während der alljährlichen Manöver war den Offizieren des kaiserlichen Heeres Unterkunft im Bad Boll zugedacht. Auch im September 1910 logierten höhere Dienstgrade im Kurhaus, wo es – natürlich in aller Form – zu Kontakten mit den Damen der feinen (englischen) Gesellschaft kam. Eine der sommerfrischenden Engländerinnen war von den deutschen Soldaten derart beeindruckt, dass sie Paul Bogner bald nach ihrer Rückkehr nach London eine Grußadresse schickte. Bogner gab das interessante Schriftstück an die Betreffenden und auch

an die Presse weiter, die es als Dokument für das freundschaftliche Verhältnis zwischen Deutschen und Briten der Öffentlichkeit präsentiert hat und zwar in Urschrift, seiner Originalität wegen:

“London, Sept. 10, 1910.

*An den Kaiser's Officiere der Manoeuvres in Schwarzwald.*

*Meine geehrten Herren,*

*Zum ersten Mal haben wir die Gelegenheit gehabt, die Schwarzwald Manoeuvres zu sehen, doch sind wir schon mehrere Mal bei Herrn Paul Bogner in Bad Boll gewesen. Erlauben Sie mir bitte meine Herrn, Sie recht herzlich zu congratulieren, denn haben wir die Vergnügung gehabt zu sehen, wie doch ordentlich und recht hübsch alles sei ... auch wenn die Officiere unsere Gäste waren (im Hotel Kurhaus Bad Boll). Sie haben uns für uns so viel Lust gemacht – denn wir haben zusammen getanzt, gesungen & gespielt, Engländerinnen & Deutschen. Auch haben wir die Vergnügung gehabt, die schönen Serenaden unter unseren Fenstern von Studentenliedern zu hören.*

*Wir fanden Sie alle recht höflich und doch so ruhig morgens denn sie so früh aufstehen mussten. Hoffentlich werden wir die Vergnügen haben, Sie noch einmal in Bad Boll zu begegnen oder wenn eine von Euch nach England kommen werden wir sie recht herzlich grüßen und gerne nach Hause sehen – So mein Adieu, und immer auf Wiedersehen. Eine Engländerin.<sup>42</sup>*

Ob die von Herzen kommenden Wiedersehenswünsche in Erfüllung gegangen sind, wissen wir natürlich nicht, tendenziell sind Zweifel angebracht. Schließlich waren den Wenigen, die in Bad Boll bis zum Ende standhaft Völkerfreundschaft verkörperten und dem Rest Europas keine drei Jahre mehr vergönnt, bevor im August 1914 die Lichter in Europa ausgingen. In einem apokalyptischen Zivilisationsbruch machte die Furie des Ersten Weltkrieges der „guten alten Zeit“, ein jähes Ende, das lange 19. Jahrhundert ging unter, mit ihm starb auch das mondäne Bad Boll, starb die „Perle des Wuthachtales“.

### 1918–1960: Waldkurort Bad Boll

Da Paul Bogner noch weitere Hotelbetriebe in Gotha, am Gardasee (Hotel „Viktoria“) und in Güstrow bewirtschaftete, wo er sich aus familiären Gründen niederlassen wollte, schrieb er Bad Boll Anfang 1918 zum Verkauf aus. Einheimische Interessenten ließen sich nicht finden, schließlich erwarb die AOK Göppingen den Kurort am 15. Juli 1918, die Bad Boll zu einem Erholungsheim für rekonvaleszente Kassenmitglieder umfunktionierte. Bald wechselte der Eigentümer erneut: am 5. Mai 1925 wurde der „Waldkurort“ an die Deutsche Gesellschaft für Kaufmannserholungsheime e. V. in Wiesbaden weiter veräußert, die Bad Boll als Erholungsheim weiter führte, formal bis ins Jahr 1960. In der Zeit des Erholungsheimes war Bad Boll Teil eines Netzes von etwa 40 Anstalten, die über das ganze Reichsgebiet verteilt waren. Auch wenn die Nachfrage groß und die Auslastung gut war, mit der großen Zeit Bad Bolls um die Jahrhundertwende konnten es diese Jahre bei weitem nicht mehr aufnehmen. Hierher kamen jetzt Verbandsmitglieder, die sich aufgrund ihrer schwachen wirtschaftlichen Verhältnisse einen Ferientaufenthalt außerhalb der Heime nicht leisten konnten. Schon die Hausordnung

erinnert in ihrer Strenge eher an einen besseren Jugendherbergsbetrieb, denn an stilvolle Gastronomie. Trotz des Krieges wurde das Erholungsheim 1941 noch einmal renoviert, wenig später kam der Heimbetrieb aber dann ganz zum Erliegen. 1946 requirierte die französische Armee Bad Boll und nutzte es bis 1949 als Ferienheim für Soldatenkinder. Während dieser Zeit sind enorme Schäden eingetreten, die von der Gesellschaft für Kaufmannserholungsheime zwar Schadensersatzrechtlich eingeklagt wurden, mit dem Erstattungsbeitrag konnten die aufgelaufenen Reparaturkosten und der Einnahmeausfall aber bei weitem nicht gedeckt werden: am Ende des Verfahrens im Januar 1951 sind statt der geforderten 15.000 DM (heute: 37.000 EUR) lediglich 8.515,69 DM (heute ca. 20.000 EUR) auf das Konto der Gesellschaft eingegangen.<sup>43</sup> Eine Wiedereröffnung Bad Bolls hat die Gesellschaft unter diesen Umständen als „nicht möglich“ eingestuft, da es noch immer „schwer zerstört“<sup>44</sup> sei.

### 1960–1977: Das Experiment Bad Boll

1960 wurden die herunter gekommenen Gebäude an den Freiburger Arzt Werner Schütze veräußert, dessen Betätigungen in der Wutachschlucht von der umwohnenden Landbevölkerung und auch von den zuständigen Behörden mit Unbehagen beobachtet wurden. Die Skeptiker durften sich bestätigt fühlen, als es am 15. Januar 1968 zur Schließung der „Biologischen Privatklinik für Ganzheitsmedizin“ kam, eine Aktion, die sogar bundesweit für Aufsehen gesorgt hat: das zweite deutsche Fernsehen berichtete in den Abendnachrichten über den Vorfall. Was war geschehen? Schon seit 1962 strebte Werner Schütze die Aufwertung seiner Einrichtung zur Klinik an, wofür ihm das Landratsamt Neustadt unter Auflagen im Juni 1966 schließlich die Konzession erteilte. Unmittelbar danach bemühte sich Schütze um die erneute Erweiterung auf Geburtshilfe und Chirurgie, was allerdings abgelehnt wurde, zuletzt noch einmal 1967. Nachdem Gerüchte umgingen, Werner Schütze würde in Bad Boll Abtreibungen vornehmen und intime Kontakte zu Abhängigen unterhalten, nahm das Kriminalkommissariat Freiburg Ermittlungen auf und als sich die Verdachtsmomente erhärteten, erging der Haftbefehl: in Anwesenheit des ersten Staatsanwaltes Hilbert wurde Werner Schütze am 15. Januar 1968 um 23.30 Uhr in Bad Boll festgenommen und in das Untersuchungsgefängnis nach Freiburg überstellt. Die zu diesem Zeitpunkt in der Klinik befindlichen 11 Patienten wurden noch in derselben Nacht in umliegende Krankenhäuser verlegt, die Privatklinik mangels ärztlicher Versorgung geschlossen und das aus „Wehrdienstverweigerern“ bestehende Personal – diese Notiz war dem Kriminalbeamten offenbar besonders wichtig – bis zur weiteren „Verwendung“ nach Hause entlassen. Noch in der Nacht gestand Werner Schütze sechs Abtreibungen als auch Notzucht in zwei Fällen. Die Angelegenheit brachte ihm nicht nur den zweifelhaften Ruf eines „Liesesdoktors“ ein, wie er seinerzeit von der Boulevardpresse apostrophiert wurde, sondern ihn schließlich 1971 vor Gericht, wo er beteuerte, stets aus rein medizinischen Gründen gehandelt zu haben.<sup>45</sup> Auch durch die Fürsprache seiner ehemaligen Patientinnen blieb Schütze zunächst unbehelligt, der Prozess zog sich ergebnislos hin, seine Approbation wurde allerdings für die Dauer der Hauptverhandlung ausgesetzt.

Zwischen 1972 und 1977 schrieb der sogenannte „freie Therapiehof Bad Boll“ das vorletzte Kapitel der bewegten Vergangenheit Bad Bolls; eine Geschichte, die leicht als Tragödie durchgehen könnte: schon an scheiternden Protagonisten mangelt es nicht, nehmen wir hier nur einmal das Ehepaar Schütze, es fehlt auch nicht die obligatorische Hybris, sehen wir sie in dem, wie man heute sagen muss: ziemlich aussichtslosen Versuch, Suchtverhalten dauerhaft auszulöschen, ja sogar „Katastrophen“ lassen sich in dieser Zeit finden: den Untergang des einstigen Kurhauses und den Krebstod Werner Schützes, mit dem letztlich alles zusammenbrach; doch wir eilen voraus, kehren wir an den Anfang des „Therapiehof-Dramas“ zurück.

Zur historischen Kulisse: Auf dem Höhepunkt des Drogenproblems in der Bundesrepublik Deutschland, zwischen 1970 und 1972, entstand aus der Drogenszene, Selbstbezeichnung: „underground“, ein ungefähres Dutzend neuartiger Selbsthilfeeinrichtungen, sogenannte „Release-Zentren“: zuerst in Hamburg, dann auch in Heidelberg, Freiburg, Frankfurt und später auch in anderen Städten. Die allermeisten dieser urbanen „Release-Zentren“ bildeten schon bald ländliche Ableger, sogenannte „Therapiehöfe“, die sich als „Mini-Alternativgesellschaften“, als „sozialistische“ Wohn- und Arbeitskollektive mit flacher Hierarchie zwischen Therapeuten und Patienten verstanden, in denen die Ex-User, weitab von allen Verlockungen der Zivilisation und fern vom „Konsumterror“ der Städte, in erster Linie sich wieder selbst finden sollten. In diesen Release-Gruppen der ersten Stunde wirkte gewissermaßen noch der links-ideologische Impetus der ansonsten schon im Zerfall begriffenen Jugendbewegung aus den 60er Jahren nach, unschwer abzulesen an der politischen Sendung, wie sie beispielsweise im „Release-Report“ des Jahres 1971 enthalten ist, argumentativ sauber und wortreich natürlich an Karl Marx gelehnt. Es wirkt heute ziemlich befremdlich, wenn Drogensucht dort als das zwangsläufige Resultat maximaler Entfremdung in der spätkapitalistischen Konsumgesellschaft vorgestellt wird, der „Fixer“ sei also keineswegs pathologisch, sondern er sei die „höchstentwickelte ... Galionsfigur“ und Sinnbild einer Überflusgesellschaft, indem er den „Kaufzwang bis zur Selbstaufgabe“ personifiziere.<sup>46</sup> Im Lichte solch politischer Beurteilung von Sucht und Abhängigkeit, hebt sich leicht die Vorstellung ab, dass „therapeutische“ Abhilfe für das suchtkranke Individuum nur durch den Wandel der Gesellschaft erreicht werden kann, der, und das war familiensoziologisches Mantra des Protestes in den 60ern, in kleinen, autonomen Kommunen, gewissermaßen in Gestalt vieler kleiner Antithesen zur herrschenden Gesellschaftstheorie beginnen muss. Wenn es in diesen künstlichen geschaffenen Milieus gelänge, die spätkapitalistische Tendenz zur Entfremdung des Einzelnen durch „Konsumverzicht“ in Richtung Selbstbestimmung umzusteuern, dann wäre das auch eine Art Suchtbekämpfung, die Politisierung des Fixers wäre demzufolge das Therapiemittel der ersten Wahl. Obwohl dieses bis dahin völlig unerprobte Konzept auch wegen der dezidiert links-ideologischen Orientierung und der Verwurzelung im „underground“ ganz klar verdächtig scheinen musste, immerhin markierten die beginnenden 70er Jahre auch den Auftakt des RAF-Terrorismus, konnten die Wohlfahrtsverbände allesamt nicht umhin, solche Projekte kritisch, aber zugleich auch prinzipiell offen und wohlwollend zu begleiten. Schließlich war eine Drogentherapie auf empirischer Grundlage damals nicht in Sicht so dass die

meisten Jugend- und Sozialämter, auch viele Krankenkassen, es sehr begrüßt haben, dass sich auf dem Gebiet der praktischen Suchtheilkunde überhaupt etwas bewegt.

Kommen wir zur Szene in Bad Boll: die Gruppe Freiburger und Heidelberger Jugendlicher, die im April 1972 nach Bad Boll kam und mit Werner Schütze die probeweise Gründung einer Tochtergruppe des Freiburger Release-Zentrums vereinbarte, war klar politisch-gegenkulturell eingestellt: sie verstand sich prinzipiell, vor allem in therapeutischen Fragen, als autonom, Einfluss von Außen lehnte die Boller Gruppe ab. Cannabis wurde dabei nicht nur toleriert, sondern ritualisiert, was angesichts eines betont avantgardistischen Selbstverständnisses nicht weiter verwundert, demzufolge das kompetent inszenierte Rauscherleben mittels Cannabis der einzige Weg sei, den „ekstatischen Intellekt“ anzuregen, produktive „Erhellung“ zu erfahren, den engen „Verständnishorizont“ der „augenblicklichen Zivilisation“ zu sprengen und auf eine qualitativ höhere Bewusstseinsstufe zu gelangen.<sup>47</sup> Es versteht sich schon von daher, dass die Kommune auch jegliche Form der „kapitalistischen“ Arbeitsteilung ablehnte und stattdessen „kreativ“ produziert und gewirtschaftet hat: die Gebäude wurde hergerichtet, die Waldschänke am Wasserfall betrieben, es wurde gebastelt, Musik gemacht, Lederwaren wurden hergestellt, Autos repariert, Schmuck gedreht oder Kleidung genäht, alles aus der Gruppe für die Gruppe, getreu dem Motto: Selbstversorgung statt Entfremdung.<sup>48</sup> Das heutige „Konzept der Resozialisierung“ von Drogenabhängigen war in diesem Umfeld natürlich kein Thema, dahin konnte der Selbstanspruch von Release gar nicht gehen, denn Wiedereingliederung hieße ja, den entwöhnten Fixer erneut den so zerstörerischen Einwirkungen der Konsumgesellschaft auszusetzen, denen er in Bad Boll gerade erst entkommen war.<sup>49</sup>

So durfte „Release Bad Boll“ einen ganzen langen Sommer hindurch im Treibhaus echter antiautoritärer Selbstüberlassung den so hoch geschätzten kollektivistischen Lebensstil pflegen; die Kommune wuchs, zeitweise lebten zwanzig Jugendliche, teils mit Kindern dort und wären nicht von Zeit zu Zeit die dunklen Schatten der Drogenabhängigkeit über die Szene gewandert, so könnte fast die Vorstellung von einer „Hippie-Idylle“ an der Wutach aufkommen. Selbst die auf Visite angereisten Vertreter des Landeswohlfahrtsverbandes Karlsruhe mochten das Bad Boller Projekt inklusive der dort herrschenden Anschauungen zunächst als förderungswürdig einstufen, wäre da nicht irgendwann der vehemente Einspruch des Eigentümers Werner Schütze dazwischen gekommen. Er kritisierte vor allem die Methode: seines Erachtens sollte bei einer Entwöhnung das Abstinenz-Prinzip gelten, der Konsum jeglicher Rauschdrogen sei kontraproduktiv. Darüber hinaus monierte er Ungehorsam, Verunreinigung in und Zerstörungen an Gebäuden. Schließlich forderte er die Gruppe auf, Bad Boll zum 1. September 1972 zu verlassen. Es gab daraufhin noch ein wenig Hin und Her, knapp zwei Monate später hatte sich das „Release Bad Boll“ dann aber bis auf drei bleibewillige Patienten aufgelöst.<sup>50</sup> Der sozialrevolutionär verklärte, in Wahrheit aber psychedelische Traum von der besseren Welt im Tropfen war zu kurz und zu flüchtig, um real zu werden, er war indes intensiv genug, um für einen kurzen Moment als Möglichkeit Anteil an der Wirklichkeit zu nehmen; die unerfüllte Sehnsucht dieses Augenaufschlages hat den Traum zum Mythos promoviert.

Danach begann die Zeit des romantikfreien Kampfes gegen Drogensucht, der allen Beteiligten schonungslos vor Augen führte, was Abhängigkeit real war (und ist), nicht die „höhere“ politisch-revolutionäre Seinsweise, wie die Release-Leute in elitärem Selbstverständnis meinten, sondern ganz einfach ein nach unten offener Lebenszirkel des physischen, seelischen und psychischen Verfalls, gegen den sich zu stemmen eine Unmenge Energie fordert, bei „Klienten“ wie bei „Betreuern“. All das begann mit den drei erwähnten Gruppenmitgliedern des alten „Release“, die das Projekt unter veränderten Therapiebedingungen und unter der Zusicherung, die aufgestellte Hausordnung zu beachten, weiter führen wollten, was das gutmeinende Ehepaar Schütze schließlich dazu veranlasste, sie am 1. November 1972 in die „Familie“ aufzunehmen. Das für die drei Jugendlichen zuständige Sozialamt wurde vom neuen Sachverhalt in Kenntnis gesetzt, was die Überweisung weiterer Patienten nach Bad Boll nach sich zog, so dass die Gruppe bald wieder auf neun bis fünfzehn Personen anwuchs.

Werfen wir nun einen Blick auf den Alltagsbetrieb der zweiten Phase des Therapiehofbetriebes: Da gab es zunächst das Ehepaar Lieselotte und Werner Schütze, dem nicht einmal das ansonsten kritische Kriminalkommissariat Freiburg den guten Willen absprechen mochte und das bis zuletzt voller Idealismus beseelt war von der Idee, auf völlig neuem Wege Hilfe leisten zu können. Allerdings sahen sich Schützes bald aber nur noch darin verwickelt, einen einigermaßen störungsfreien Betrieb aufrecht zu erhalten, den Ämtern und der Polizei Rechenschaft über die Aktivitäten der Therapiehörer zu geben, mit Krankenhäusern, Gerichten und Krankenkassen über Kosten und Behandlungsmethoden zu diskutieren und nicht zuletzt auch ein wenig mehr Verständnis für die Situation von Drogenabhängigen in der verschreckten Öffentlichkeit zu wecken. All das muss den Schützes auf die Dauer an die Substanz gegangen sein, zumal die Patienten im Würgegriff ihrer Sucht kaum dazu beitragen konnten, so etwas wie die von außen gewünschte „Ruhe“ und „Ordnung“ in Bad Boll herbeizuführen. Ein ums andere Mal hat Frau Schütze versucht, den Ämtern die Umstände vor Ort begreiflich zu machen. In einem Brief an das Jugendschöffengericht Waldshut, vor dem der Fall eines Bad Bol-ler Patienten verhandelt wurde, schreibt sie am 23. September 1973:

*Sicher haben Sie erfahren, dass T. nach seinem Urteil wieder versucht hat, sich die Pulsadern zu öffnen. Es ist schon schwierig mit diesen jungen Menschen, aber ... sie haben es nötig, daß man ihnen immer wieder Vertrauen entgegenbringt, auch wenn sie dieses zu wiederholten Malen mißbrauchen. Der andere muß spüren, daß er in keiner, auch nicht in der abscheulichsten Situation, alleingelassen wird. Das geht für den Helfenden hart an die Grenze des Tragbaren, doch nur so weckt er Vertrauen, Aufgeschlossenheit und Zuneigung. Nur in diesem unbedingten Zusammengehören kann ein neuer Anfang gesetzt werden ... (T. weiß darum, daß er von meinem Mann nicht fallen gelassen wird) ... Wer sich von Ihnen für die ganze Arbeit hier in Bad Boll wirklich interessiert der sei herzlich eingeladen. Um das Problem allerdings in seiner ganzen Tragweite zu erfassen, ist es mit ein paar [...] Stunden nicht getan. Um sich einen richtigen Eindruck zu verschaffen, können Sie gerne einige Tage und vor allem auch Nächte hier verbringen.<sup>51</sup>*

Die Klienten der zweiten Phase kamen teils auf eigenen Wunsch, teils wurden sie von den Jugend-, Gesundheits- und Sozialämtern nach Bad Boll geschickt, vorzugsweise aus dem Rheinland vereinzelt aber auch aus Hessen, Bremen und Westfalen, wo es seinerzeit keine einschlägigen Einrichtungen gegeben hat. Die Altersspanne der Klienten reichte von 17 bis 29 Jahren, manche kamen ohne abgeschlossene Ausbildung, manche standen bereits beispielsweise als Chemielaborant, Goldschmied, Bäcker, Fernmeldetechniker oder KfZ-Mechaniker zumindest am Rande des Berufslebens, so dass man nicht unbedingt sagen kann, dass es sich bei der Bad Boller Gemeinschaft nur um eine Gruppierung gescheiterter Existenzen gehandelt hat. Auch war an ihr so gut wie nichts mehr zu finden, was an die „intellektuelle“ Attitüde des älteren Release-Gedankens erinnern würde: hier finden sich keine Akademikerkinder, keine Gymnasiasten, hier findet sich kein sozialrevolutionäres Programm, hier ging es nur darum, die körperliche und geistige Abhängigkeit zu besiegen und ein lebenswertes Leben zu ermöglichen. Zum Teil kamen die Jugendlichen nicht – wie gewünscht – bereits klinisch entwöhnt an, so dass das Zusammenleben – aus therapeutischen Gründen als das einer „Großfamilie“ gedacht – durch Rückfälle, Aggressionshandlungen („Ausflippen“), Suizidversuche, jugendspezifische Renitenz und Straffälligkeiten immer wieder erheblich gestört wurde. Das besondere und bis dahin ungelöste Problem bestand gerade in schwierigen Fällen darin, einen weiter führenden Therapieweg zu finden. Die Überstellung in eine der geschlossenen Abteilungen der Psychiatrischen Landeskrankenhäuser schien mangels Alternativen das Mittel der Wahl zu sein, um die Gesellschaft vor den Patienten aber auch die Patienten vor sich selbst zu schützen. Natürlich ging das nicht ohne Zwangseinwirkung, so dass die Ortspolizei von Zeit zu Zeit angefordert werden musste, um derartige Transporte zu begleiten. Es sind aber durchaus auch Erfolge erzielt worden: von insgesamt 25 Klienten konnten bis zum 10. April 1973 immerhin vier als resozialisiert nach Hause entlassen werden, was einer über dem Bundesdurchschnitt liegenden Wiedereingliederungsquote von 16% entspricht. Aber auch auf dem besonders schwierigen Gebiet der Annäherung an die gegenüber Bad Boll eher distanziert eingestellte Bevölkerung schien es zumindest zarte positive Ansätze gegeben zu haben: so ist von einer Tischtennismeisterschaft im Juli 1973 die Rede, bei der „die Jugendlichen [aus Bad Boll, M.W.] gut bei der Bevölkerung ankamen“<sup>52</sup>. Wir wissen auch von weiteren Initiativen auf sportlichem Gebiet, die angetan waren, Bekanntschaften zu fördern: offenbar existierte eine gemeinsame „Fußballmannschaft“ von Einheimischen und Patienten oder es gab zumindest mehr oder weniger regelmäßig gegeneinander ausgetragene Fußballspiele. Seit Ende 1973 wurde in Bad Boll sogar Schulunterricht angeboten, gehalten von einer „erfahrenen Lehrerin“.

Jahrelang hat das Landratsamt Waldshut händeringend nach Möglichkeiten gesucht, das Therapieprojekt in Bad Boll zwangsweise zu beenden. Bei den eigens zum Thema Bad Boll anberaumten Besprechungen wurde immer wieder angeführt, Herr Schütze, wie auch das auf dem Therapiehof eingesetzte Personal verfügten nicht über die erforderliche Qualifikation, die angewandten Methoden seien ungeeignet, da sie nicht dem Stand der Wissenschaft entsprächen und wenn überhaupt an eine Weiterführung des Therapiehofes gedacht werden könne, dann müs-

se ein anderer, qualifizierter Leiter und entsprechendes Personal gefunden und eingestellt werden. Demgegenüber hielten die Vertreter des Landschaftsverbandes Rheinland und des Jugendamtes Köln, die bisher viele Patienten nach Bad Boll überwiesen und die anfallenden Kosten übernommen hatten, die Konzeption Werner Schützes für „überzeugend“ und „richtig“; die „Bewohner“ in Bad Boll seien „vollständig geheilt“, bzw. befänden sich auf dem Wege der Besserung. Die Gruppe auf dem Therapiehof sei „ehrlich engagiert“ und wolle sich in „Selbstbehandlung“ heilen. Man wolle im Rheinland sogar zwei neue Therapiezentren nach Bad Boll Vorbild einrichten.<sup>53</sup> Unter diesen spannungsreichen Umständen brachen zwei Katastrophen über den Therapiehof herein: in der Nacht vom 11. auf den 12. April 1975 entzündete sich kurz nach Mitternacht im ehemaligen Kurhaus aus ungeklärter Ursache ein Feuer. Rasch stand das Gebäude in Brand. Unter dramatischen Umständen konnten die zwanzig Bewohner des Therapiehofes den Flammen entkommen, Werner Schütze musste sich an zusammengeknотeten Bettlaken aus dem Obergeschoss herunterlassen, da ihm der Weg durch das Treppenhaus bereits durch das Feuer versperrt war. Später gerieten dann noch die Heizölvorräte in Brand, was das Feuer zusätzlich intensivierte, so dass das ehemalige Kurhaus völlig zerstört wurde. Eine Instandsetzung des Gebäudes war aufgrund der Schwere der entstandenen Schäden fast unmöglich, die Neubauvoranfrage Werner Schützes lehnte der Bauausschuss der Stadt Bonndorf und später auch der Gemeinderat ab, übrig blieb eine hässliche Brandruine. Dieses Geschehnis ist die Initiale der nun einsetzenden Agonie des Therapiehofes, die beschleunigt wurde, als Werner Schütze am 25. November 1976 einem Krebsleiden erlag. Von seinem Tod bis zum unabänderlichen Ende des Dramas war es dann nur noch ein kurzer, schnurgerader Weg.

Am 16. Dezember 1976 nahm das Landratsamt einen Ortstermin vor, bei dem sich ergab, dass Frau Schütze das Projekt mit Dr. Daniels als therapiebegleitendem Arzt weiter führen wolle. Die Lage verschlechterte sich in der darauffolgenden Zeit aber offenbar vor allem deswegen, weil Dr. Daniels kaum präsent war, was die Überbeanspruchung des Personals nach sich zog. Bei einer weiteren unangekündigten Besichtigung durch das Landratsamt am 9. März 1977 wurden schwierige Umstände angetroffen: die Mitarbeiter bekundeten, die Verantwortung für das Wohl der Patienten nicht mehr weiter übernehmen zu können und ihren Dienst spätestens im Mai quittieren zu wollen. Es sei außerdem zu Streitigkeiten zwischen Personal und Klienten gekommen, Mitarbeiter und Bewohner hätten sich an diesem Tage „fern des Hofes“ allen „möglichen Tätigkeiten“ gewidmet, ohne dass etwas über deren Verbleib hätte in Erfahrung gebracht werden können.<sup>54</sup> Genau sechs Tage nach diesem letzten Ortstermin verfügte das Landratsamt die Stilllegung des „freien Therapiehofes Bad Boll“, eingeleitet mit der geschraubten Formulierung, dass „für den Fall, daß derzeit für den freien Therapiehof Boll eine Erlaubnis zu dessen Betrieb durch Frau Lieselotte Schütze“ existiere „diese ... widerrufen“ sei, die Einrichtung mit „sofortiger Wirkung“ geschlossen werde und die Geschäftsabwicklung bis zum 15. April 1977 vollzogen worden sein müsse.<sup>55</sup> In der nachfolgenden, immerhin elfseitigen Begründung wurde die bekannte Kritik noch einmal in extenso vorgebracht; vor allem müsse man bei Weiterbetrieb

„im derzeitigen personellen Rahmen nicht nur Fehltherapie, sondern darüber hinaus akute gesundheitliche Gefahren für Insassen und Umwelt (sic!)“<sup>56</sup> befürchten.

Auf allen Seiten rechnete man damit, dass die sich Schließung praktisch noch einige Zeit hinziehen und beim Vollzug der Verlegung Widerstand aufkommen würde. Frau Schützes Anwalt, Gerhard Horn befürchtete gar, „einige widerspenstige Patienten“ würden möglicherweise „irgendwo in der Gegend Unterschlupf“ suchen und als „Streuner die unmittelbare Umgebung ... unsicher ... machen.“<sup>57</sup> Der Polizeiposten Bonndorf war also vorgewarnt, er musste aber dann doch nicht aktiv werden; die Auflösung verlief wider Erwarten störungsfrei und schon am 28. März 1977 hatten die letzten vier Patienten Bad Boll verlassen.<sup>58</sup> Das Experiment war gescheitert! Woran? Kurz gefasst: An der im Ganzen gesehen ungünstigen Konstellation, an äußeren und inneren Störfaktoren, die einer Konsolidierung des Projekts im Wege standen. Als besonders hinderlich wirkte sich der quälende Streit über die Frage aus, was denn nun die „richtige“ Therapieform sei. Wir haben es oben schon einmal angedeutet: eine wissenschaftlich fundierte Therapie hätte zur damaligen Zeit mangels Erfahrung niemand empfehlen können, so dass im Umgang mit „Release-Zentren“ und „Therapiehöfen“ wohl am ehesten das angebracht gewesen wäre, was ein Mannheimer Gericht 1972 als „objektive Gelassenheit“ bezeichnet hat, denn immerhin „... habe [noch] niemand einen besseren Weg gefunden.“<sup>59</sup> Die Tatsache, dass suchtherapeutische Keimzellen wie der „freie Therapiehof Bad Boll“ andernorts nach Jahrzehnten kritisch-konstruktiver Weiterentwicklung heute renommierte Anstalten geworden sind – denken wir an die Suchtklinik Weitenau in Steinen bei Lörrach, zeigt doch, dass Erfolg unter bestimmten Umständen durchaus möglich war; vielleicht hätte auch aus Bad Boll etwas werden können, aber über derartige Eventualitäten nachzudenken wäre, wenn nicht unhistorisch, dann aber doch müßig.

Nun wurde es für lange Zeit still in Bad Boll; die Baulichkeiten – inklusive der Brandruine – standen über Jahre hinweg leer. Der Verfall wurde durch Plünderer, Diebe und Wanderer, die in herumliegenden Krankenakten stöberten, beschleunigt, Bad Boll verkam zum „peinlichen Schandfleck“.<sup>60</sup> Eigentümerin Lieselotte Schütze – zuerst nach München, dann nach Augsburg verzogen – mochte kein Interesse mehr für den Erhalt des Ortes aufbringen, so dass es eines Rechtsstreites bedurfte und noch in das Jahr 1981 hinein dauerte, bis zumindest die einsturzfähige Brandruine des ehemaligen Kurhauses vollends abgetragen wurde.

### 1977–1993: „Menschenansammlungen endgültig verhindern“

Für das im Verfall begriffene Areal wurden zahlreiche Kaufgesuche vorgelegt, am Ende erhielten die Brüder Friedemann und Eberhard Burr aus Heidenheim am 1. Mai 1981 den Zuschlag. Mit den Worten „Ich übergebe hiermit, verbunden mit den besten Wünschen, die Neugestaltung des Anwesens in die Hände der Gebrüder ... Burr“ kommentierte die ehemalige Eigentümerin den Wechsel, „aus Ruinen erblüht neues Leben“ so ihre Hoffnung;<sup>61</sup> daneben wirkt es ganz so, als hätten die neuen Besitzer bewusst Abstand zur belasteten Vorgeschichte Bad Bolls nehmen wollen, als Sie der Öffentlichkeit bei ihrem Antritt mitteilten, „weder alternativ noch grün zu sein“, sie würden „weder den Ausstieg aus Zivilisation,

Kommerz oder Konsum“ proben, noch wollten sie „Heilslehren oder Werbung für Biokost“ verbreiten. Ihnen würde es nach eigenem Bekunden schlicht darum gehen, zu zeigen, wie „man aus einem total kaputten Kurort wieder ein Ziel für Wanderer und Naturfreunde machen kann“.<sup>62</sup> Mit Unterstützung von Eltern, Verwandten und Studienfreunden richteten die „schwäbischen Schaffer“ mit einigem Geld, viel Fleiß und Engagement die Waldschänke und den Kiosk wieder her und räumten auch insgesamt einiges auf, was ihnen wachsenden Respekt bei der zunächst skeptischen Einwohnerschaft der Umgebung verschaffte.

Was dann kam, gleicht einem für die neuen Betreiber immer aussichtsloser werdenden Kampf gegen den Naturschutz. Während die Brüder Burr zu Anfang noch Rückhalt aus Politik und Bevölkerung erfuhren, gab die Führungsebene des Schwarzwaldvereines und des BUND fortwährend und unmissverständlich zu verstehen, dass die „alten Gemäuer, die in den letzten Jahrzehnten zwielichtigen Zwecken dienen, ... endlich abgerissen werden“ sollten, „um neue Ansatzpunkte für Menschenansammlungen endgültig zu verhindern.“<sup>63</sup> In diesem stark aufgeladenen Spannungsfeld waren bereits verhältnismäßig unbedeutende Projekte geeignet, für Furore zu sorgen. Der Streit um die Instandsetzung eines alten Stauwehrs zur Stromgewinnung ließ sich erst durch Vermittlung von Umweltministers Weiser Ende 1983 auflösen: statt des Stauwehrs wurde ein „Tiroler Brunnen“ genehmigt, womit sich alle zufrieden gaben, bis auf den Vertreter des Schwarzwaldvereines. Er konnte in diesem Vergleich für den Moment zwar „noch die beste“ Lösung sehen, grundsätzlich wäre es aber zu erstreben, Bad Boll aufzukaufen und es „in seinen natürlichen Zustand zurückzusetzen“<sup>64</sup>. Ganz allmählich griff dieser siedlungsfeindliche Standpunkt der Verbände auch auf Politik und Verwaltung über und als 1989 die neue Naturschutzverordnung für die Wutachschlucht in Kraft gesetzt wurde, sanken die Chancen für eine Aufrechterhaltung des Betriebes in Bad Boll schließlich auf den Nullpunkt; schon mit wenig Fantasie war zu erahnen, dass die Verordnung nicht nur dem „Massenansturm“ von Ausflüglern in die Wutachschlucht ein Ende setzen würde, sondern dass auch die nun mitten im Naturschutzgebiet liegende „Siedlungsexklave“ Bad Boll vital bedroht war.

Ende 1989 wollte Friedemann Burr Bad Boll an den gemeinnützigen Verein für christliche und gegenstandsfreie Meditation in Würzburg veräußern; der Kaufvertrag wurde im Januar 1990 unterzeichnet und sogleich schickte sich der Verein an, in die Planung des zukünftigen „Meditationsbetriebes“ einzutreten. Allen Vorhaben setzte das Land am 21. März 1990 gerade noch fristgerecht durch die Ausübung des Vorkaufsrechtes ein jähes Ende. Das RP erklärte, man wolle das Gelände endlich unter „hundertprozentige Kontrolle“ bringen und den „Störfaktor Bad Boll“ für alle Zeiten ausschalten.<sup>65</sup> An dieser Haltung änderte auch das Gutachten des Landesdenkmalamt nichts, in dem festgestellt wurde, dass „die Sachgesamtheit Badhaus, Kapelle, Reste der Parkanlage“ aus „heimatgeschichtlichen, wissenschaftlichen und vor allem kulturhistorischen Gründen“ ein Kulturdenkmal sei und dessen Erhalt „im öffentlichen Interesse“ liege.<sup>66</sup> Nach einigem Hin und Her legte die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Freiburg am 25. März 1991 das von den Anrainern geforderte Nutzungskonzept für Bad Boll vor. Darin wurde empfohlen, alle Steinhäuser, die Waldschänke, sowie alle auf dem

Gelände befindlichen Hütten abzureißen, die Uferlinie an der Wassereinleitung zur Turbine hin zu begradigen, das ehemalige Badebecken ggf. zu erhalten, die Parkanlage im Umkreis des Badhauses, wie auch die Baumalleen in einem leicht „verwilderten“ naturnahen Charakter zu erhalten, die Fundamente der abgerissenen Gebäude möglichst tief zu entfernen und mit Erdmaterial zu überdecken, den am Fluss entlang führenden Wanderweg zu schließen, den Besucherstrom auf den ehemaligen gut ausgebauten Badweg zu lenken und einen Rastplatz mit Sitzbänken und Tischen einzurichten, sowie eine Infotafel aufzustellen.<sup>67</sup> Die Kapelle, von der heute immer wieder einmal die Rede ist, wurde nicht erwähnt; weder sollte sie zerstört werden; noch war an einen Erhalt gedacht. Offenbar sollte die Zeit ihren Triumph über das Menschenwerk feiern dürfen; und so kam es, wie es gewollt war: das Kirchlein verwitterte still vor sich hin und verfiel Jahr für Jahr. Die erodierende Einwirkung von Frost, Hitze, Wind und Wasser schafften es am Ende, wozu man den Bagger seinerzeit nicht einsetzen wollte. Ein quasi homöopathisches Abbruchverfahren, passend für ein Naturschutzgebiet.

Während die Gemeinde Bonndorf dem Vorschlag des Regierungspräsidiums damals zustimmte, kam Widerstand gegen den, wie es hieß: „sinnlosen Abriss“ nun von der anderen Seite der Wutach: aus Löffingen. Der dortige Bürgermeister Dr. Dieter Mellert machte sich öffentlich für den Erhalt Bad Bolls stark, im Juli 1991 ließ er dann die „Waldschänke zum Wasserfall“ zerlegen und nach Löffingen bringen. Eine letzte Bittschrift aus den Reihen des Gemeinderates ging an den Landtag, sie verschaffte Bad Boll im August 1991 noch einmal eine kurze Gnadenfrist, bis Stuttgart schließlich endgültig ablehnte. Jetzt sprach der Abrissbagger das „ultima ratio regis“, das der Geschichte Bad Bolls ein rasches und unrühmliches Ende bereitete: bis auf die besagte Kapelle und die „entführte“ Waldschänke wurde alles in Schutt und Asche gelegt, auch das ursprünglich zum Erhalt vorgesehene Turbinenhaus.

Matthias Wider, 44 Jahre alt, ist Realschullehrer im Bildungszentrum Bonndorf, Fachleiter Geschichte am Seminar für Didaktik und Lehrbeauftragter für Geschichte an der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Schwerpunkte seiner Arbeit sind das Lernen an historischen Orten und die Sachquellendidaktik. Als Brauchbeauftragter ist er auch für die Löffinger Brauch- und Fastnachtsgeschichte zuständig.

Adresse des Verfassers:

Matthias Wider,  
Martinstraße 21,  
79843 Löffingen  
matthias.wider@t-online.de

### Quellen und Literatur

- 1 LACHMAYER, HERBERT (u.a. Hg.) 1991: Das Bad. Eine Geschichte der Badekultur im 19. und 20. Jahrhundert, Salzburg/Wien, S. 187.
- 2 PLETSCHER, SAMUEL, 1879: Der Kurort Bad Boll im obern Wutachthal bei Bonndorf und Löffingen im Schwarzwald, Bonndorf, S. 25. Zu weiteren chemischen Untersuchungsergebnissen vgl. auch den Beitrag von Ulf Wielandt in diesem Band.
- 3 Ebd., S. 25.
- 4 Ebd., S. 28f.
- 5 RHEINBOLDT, MAX, 1888: Die Kurorte und Heilquellen des Großherzogtums Baden für Ärzte und Heilbedürftige, Baden-Baden, S. 23.
- 6 PLETSCHER 1879, S. 15.
- 7 Ebd., S. 15, 16.

- 8 Ebd., S. 16.
- 9 Ebd., S. 32.
- 10 Ebd., S. 16.
- 11 Ebd., S. 17.
- 12 Ebd., S. 17.
- 13 VON WEECH, FRIEDRICH, Badische Biographien, Vierter Theil, Karlsruhe 1891, S. 437f.
- 14 Ebd., S. 438.
- 15 OEFFINGER, HEINRICH, Die Kurorte und Heilquellen des Großherzogtums Baden für Ärzte und Kurbedürftige, Baden-Baden 1889<sup>a</sup>, S42. 1898, S. 42.
- 16 LACHMAYER 1991, S. 230.
- 17 Ebd., S. 222.
- 18 GLASER, HERMANN, Kleine Kulturgeschichte Deutschlands im 20. Jh., München 2002, S. 13.
- 19 WYLIE, IDA, Rumbles in the Black Forest, London 1911, S. 56, 57, (Eigene Übersetzung).
- 20 OEFFINGER, HEINRICH, Die Kurorte und Heilquellen des Großherzogtums Baden für Ärzte und Heilbedürftige, Baden-Baden 1898<sup>b</sup>, S. 44.
- 21 LACHMAYER 1991, S. 231.
- 22 PLETSCHER 1879, S. 34, 35.
- 23 Ebd., S. 36f.
- 24 LACHMAYER 1991, S. 231.
- 25 Ebd., S. 233.
- 26 Ebd., S. 232f.
- 27 VON WEECH, S. 437.
- 28 Schwarzwälder Zeitung (Archiv Bonndorf), 30. Juli 1903, o. S.
- 29 Schwarzwälder Zeitung, 16. August 1903, o. S. Auswahl.
- 30 Schwarzwälder Zeitung, 17. August 1899, o. S.
- 31 Schwarzwälder Zeitung, 30. Juli 1903, o. S.
- 32 Schwarzwälder Zeitung, 30. Juli 1903, o. S.
- 33 Schwarzwälder Zeitung, 27. Mai 1899, o. S.
- 34 Schwarzwälder Zeitung, 21. Juni 1912, o. S.
- 35 Schwarzwälder Zeitung, 6. Juli 1902, o. S.
- 36 Schwarzwälder Zeitung 11. August 1901, o. S.
- 37 Schwarzwälder Zeitung 7. August 1901, o. S.
- 38 Schwarzwälder Zeitung 30. Juli 1903, o. S.
- 39 Schwarzwälder Zeitung 14. Juli 1914, o. S.
- 40 Schwarzwälder Zeitung 30. August 1912, o. S.
- 41 Schwarzwälder Zeitung 14. August 1902, o. S.
- 42 Schwarzwälder Zeitung 10. September 1910, o. S.
- 43 Staatsarchiv Freiburg D 5/1 Nr. 1356.
- 44 Deutsche Gesellschaft Für Kaufmanns-erholungsheime eV (Hrsg.) 1960: Das Kurhaus Bad Boll im südlichen Schwarzwald, Wiesbaden, S. 43.
- 45 Der Spiegel 40/1971, Mit Liebe, S. 188.
- 46 DUVE, Freimut (Hg.), Helft euch selbst! Der Release-Report gegen die Sucht, Hamburg 1971, S. 149.
- 47 Ebd., S. 33, 34.
- 48 Badische Zeitung, 26. August 1972, S. 18.
- 49 DUVE 1971, S. 46.
- 50 Archiv Bonndorf: Aktenbündel 1–3, Bad Boll, Allgemeine Krankenhausangelegenheiten, Brief Lieselotte Schütze vom 3.9.1973, S. 1.
- 51 Archiv Bonndorf: Lieselotte Schütze an das Jugendschöffengericht Waldshut am 23.9.1973, S. 3, 4.
- 52 Archiv Bonndorf: Brief E. Kietzmann an Bürgermeister Peter Folkerts vom 26. September 1973, S. 3.
- 53 Archiv Bonndorf: Rechts- und Ordnungsamt, Protokoll vom 22. April 1974, S. 2f.
- 54 Archiv Bonndorf: Rechts- und Ordnungsamt, Stilllegungsverfügung, 15. März 1977, S. 6.
- 55 Archiv Bonndorf: Rechts- und Ordnungsamt, Stilllegungsverfügung, 15. März 1977, S. 1.
- 56 Archiv Bonndorf: Rechts- und Ordnungsamt, Stilllegungsverfügung, 15. März 1977, S. 8.
- 57 Archiv Bonndorf: Gerhard Horn an die Gemeinde Bonndorf vom 18. März 1977, S. 2.
- 58 Archiv Bonndorf: Aktenvermerk Bürgermeisteramt Bonndorf vom 28. März 1977, S. 2.
- 59 Badische Zeitung, 26.8.1972, S. 18.
- 60 Der Spiegel 1982, S. 63.
- 61 Südkurier 7.6.1981, S. 29.
- 62 Der Spiegel 1982, S. 62.
- 63 Archiv Bonndorf: Pressemitteilung des Schwarzwaldvereines vom 11.11.1982.
- 64 Südkurier, 3. 11. 1983, o. S.
- 65 Das RP hat schon Ende 1989 einen Abbruch in Erwägung gezogen. Archiv Bonndorf: Protokoll vom 5.3.1990.
- 66 Archiv Bonndorf: LDA B.–W, 9.2.1990, S. 3. Die Einschätzung gilt noch immer, auch wenn sie sich nur noch auf die Kapelle und die Reste des Parks bezieht.
- 67 Archiv Bonndorf: Nutzungskonzept, Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege vom 25.3.1991.